

Inklusion

TEIL 3

«Je verrückter, desto besser für die Kunst»

Ein ganzes Haus auf dem Gelände der Psychiatrischen Klinik Wil gehört der Kunst – und den Patienten. Es heisst «Ateliers Living Museum» nach einem New Yorker Vorbild. Die einzige Norm, die hier gilt, ist das Gebot der schöpferischen Freiheit. Atelierbesuche sind erwünscht, aber «inkludieren» sollen sich hier bitte schön die Besucher, nicht die Artisten.

von Andreas Nentwich

Endlos erscheint mir die Fensterreihe in der Papierwerkstatt, sehr präsent ist das Draussen. Der entlaubte Park und der winterblaue Sonnenhimmel scheinen feinstofflich mitzuwirken an der friedlichen Stimmung hier drin. Das helle Lampenlicht, reflektiert von den Wänden, die Leichtigkeit der unsichtbar an der Decke aufgehängten stereometrischen Gebilde, der zitterzarten Papierblumen und der steif geschlagenen Wolken aus Papiermaschee, die sich bei nahem Hinsehen als Gesichtsmasken erweisen, vermehren das Gefühl von weisser Durchlässigkeit. Ich habe den weiten Raum zusammen mit Rose Ehemann betreten, der Leiterin der fünf Ateliers in diesem schönen Arbeitshaus, das einmal die Wäscherei der Psychiatrischen Klinik von Wil gewesen ist.

Von weit hinten winkt jetzt die Meisterin der Papiere, sie heisst tatsächlich Meister, Elisabeth Meister. Ungewöhnlich findet Frau Ehemann, dass wir drei ganz allein sind. Normalerweise sind die 75 Kunstarbeitsplätze in den Ateliers,

Stuhl an Stuhl, stark ausgelastet. Bis zu 150 Menschen kommen am Tag, schon lange reichen die 2000 Quadratmeter Gesamtfläche nicht mehr aus. Andererseits sind die fast immateriellen Arbeiten aus Papier, die Schwebekörper, Druckgrafiken, Miniaturbühnen und Bucheinbände, die hier entstehen, ästhetisches Minderheitenprogramm – etwas für genaue Seelen und zarte Finger, für die stillen, geduldigen, geschmackssicheren Minimalisten der Fantastik. Ich selbst, ein Linkshänder, Schiefschneider und Leimvertropfer, hätte keine Geduld für diese Dinge, sage aber, in diesem Augenblick völlig wahrheitsgemäss: «Hier möchte ich immer sein».

Frau Ehemann war zuvor mit mir im Werkatelier, im Keramikatelier, im Kunst- und Medienatelier mit Theaterraum, Musikstudio und Textilwerkstatt, überall fand ich es schön. Schön die Konzentration der Menschen, das Kunstdurcheinander, Angefangenes und Fertiges, und die Aufgeräumtheit und geschliffene Kraft der Arbeitsgeräte, zum Beispiel im Tischlerzimmer des



Foto: Living-Museum Wfl

Werkateliers mit dem Donald-Judd-Poster an der Wand. Das kubische Motiv in Orange ist der Farbtupfer in den Geometrien des Raums und der Ordnung der Hobel, Zangen und Spatel und stellt sie unter das künstlerische Patronat der Moderne. Überall fand ich es schön, aber hier, in der Papierwerkstatt, erscheint mir bereits der Raum als Therapie, Verheissung eines still schöpferischen Daseins, während draussen Frühling, Sommer, Herbst und Winter durch den Park gehen. Ein Schauraum scheuer Schätze, in sich schon ein Gesamtkunstwerk, das von Menschen im Fluss gehalten werden will.

Früher, in den modernen Zeiten

Anfang der Achtzigerjahre kaperten zwei Idealisten aus dem alten Europa, der exilungarische Psychologe Janos Marton und der aus Krakau gebürtige Künstler Bolek Greczynsky, das frühere Küchengebäude des «Creedmoor Psychiatric Center» im New Yorker Stadtteil Queens und verwandelten es in eine Kunstbrutstätte. Psychisch

Kranke sollten hier den fruchtbaren Acker ihrer Innenwelt kreativ bearbeiten, «Art brut» schaffen nach der Formel Jean Dubuffets oder dem Vorbild der «Outsider»-Künstler, denen Marton in der niederösterreichischen Heilanstalt Maria Gugging begegnet war.

Neu war das Interesse am schöpferischen Potenzial psychisch kranker Menschen nicht. Schon ein halbes Jahrhundert zuvor, 1922, hatte der Heidelberger Psychiater Hans Prinzhorn Kunst von Patienten zu sammeln begonnen, «Bildnerei der Geisteskranken» nannte er das in der furchtbaren Psychiatersprache seiner Zeit. Neu war etwas anderes, nämlich die Umwertung von Geisteskrankheit in den Siebzigerjahren mit ihren Befreiungsbewegungen und gesellschaftlichen Umbrüchen, in deren Fahrwasser auch die Anti-psychiatrie entstand. Die Zustände in den sogenannten Heilanstalten fanden Eingang in Film («Einer flog über das Kuckucksnest») und Literatur, Künstler wie Adolf Wölfl und Robert Walser oder auch Friedrich Hölderlin wurden neu be-

Ein weiter Raum und doch zu klein: Wenn das Kunstatelier nach der Mittagspause wieder öffnet, werden die Menschen dicht an dicht sitzen. 25 können pro Halbtage hier malen, aquarellieren, zeichnen, collagieren und an Installationen arbeiten.



Schweben und Bodenhaftung, Freiheit und Regel: Papierwerkstatt (links) und Holzwerkstatt (mittleres Bild).

wertet. «Wahnsinn und Gesellschaft» hiess eine bahnbrechende psychiatriegeschichtliche Studie, die eine widerständige «Gegenvernunft» als kreative Schattenwelt gegen die herrschende Ordnung in Stellung brachte; der Name ihres Verfassers, des französischen Philosophen Michel Foucault, wurde bei gelehrten Partygesprächen, die jetzt Diskurse hiessen, wie eine Monstranz umhergetragen. War Vernunft nicht auch nur eine willkürliche Setzung? Waren nicht in Wahrheit die Angepassten, Mitspieler, in Konventionen Eingesperren die Verrückten? Waren nicht

die Grenzen zwischen Normalität und Wahnsinn fließend, alles Schöpferische, alle Kultur eine Abweichung von der Norm?

In dieses libertäre Nährklima pflanzten Bolek Greczynsky und Janos Marton 1983 ihr 4000 Quadratmeter grosses Utopia. Die Freiheitsinsel inmitten einer psychiatrischen Klinik für damals 7000 Patienten – heute sind es noch 500 – sollte ein Gesamtkunstwerk sein, eine Kunstmaschine, zu deren Befeuerung die kreativen Prozesse, die Aura der Konzentration und Imagination ebenso gehörten wie die entstehenden und fertigen Bilder und Objekte. «Living-Museum» nannten es seine beiden Erfinder, und der absolute künstlerische Freiraum, den es bot, sollte nie an den Kunstmarkt und seine Erwartungen verraten werden: «Alright to be crazy», «Art is breaking the code», «Transfer vulnerability into a weapon» – Verrückt sein ist voll in Ordnung, Kunst bricht Regeln, Mach deine Verwundbarkeit zur Waffe.

Bald kamen Pilger: Künstler, Psychiater, Therapeuten, und Ende 1993 auch eine junge Frau aus Deutschland, die nur fünf Minuten Zeit hatte, aber so hingerissen war vom kreativen Potenzial der an diesem Kunstort geballten Extremerfahrungen, dass sie wusste: «Ich komme wieder!». So geschah es, sie, hospitierte, wochenweise, monatsweise, viel Male, bis sie schliesslich einen weiteren Entschluss fasste: Das mache ich auch!

Eine Idee geht um die Welt

Das Living-Museum Wil ist weltweit die erste Einrichtung nach dem Konzept des New Yorker Stammhauses. Seit Oktober 2015 gibt es ein Living-Museum im niederländischen Bennebroek bei Haarlem und seit Oktober 2016 eines in Südkorea; es ist dem 800 Betten umfassenden Yonging-Hospital in der Hauptstadt Seoul angegliedert. Und schliesslich wird am 3. April das zweite Haus in der Schweiz eröffnet werden, das in der Alten Försterschule von Lyss bei Bern eine Heimstatt gefunden hat. Alle Museen sind

am 2. September beim grossen Klinikfest in Wil vertreten und stellen ihr gemeinsames Kunstprojekt «Transutopia» vor – Imaginationen einer befriedeten Welt, an der schon jetzt in allen Wiler Ateliers gearbeitet wird. Ein achtzigminütiger Dokumentarfilm von Jessica Yu über das Living-Museum New York (in Englisch) ist im Netz unter <http://ArtistAsylum.org/Im> zu finden.

Informationen unter www.living-museum.com.

Noch immer hilft das Wünschen

Vor 15 Jahren begann Rose Ehemann als Kunsttherapeutin im früheren Textilatelier der Psychiatrischen Klinik Wil. Sie schmuggelte Ideen ein, implantierte das Living-Museum als Flickchen in



Fotos: Living-Museum Wtl



der kleinen Textiltherapiewerkstatt, fand Widerstand und Wohlwollen, eroberte Raum um Raum, Mitstreiter, Stellenprozente für eine Kunstgattung nach der anderen, und schliesslich gelang es ihr noch, die schöpferische Anarchie des «Creedmoor-Planeten» krankenkassentauglich in den Therapiewortschatz einzupflegen.

Heute hat sie ein ganzes Haus mit Stellen zwischen 20 und 100 Prozent: für sich, für acht Atelierleitungen und die Leiterin des Cafés, das in Küche und Service mit Patienten arbeitet. Das Café ist das Entree zum Haus, es ist stylish eingerichtet, jedenfalls schlank, elegant und modern.

Wer harten Widerstand sucht, findet ihn im Specksteinatelier (oben), fünf Menschen können hier gleichzeitig bildhauern. Wer vom Herzen in die Hand arbeitet, geht ins Tonatelier (links), der Weg vom Kopf ins Fingerspitzengefühl braucht Stift, Kreiden oder Pinsel, um Gestalt zu werden.



Fließende Grenzen: Abstraktion und Figur und Ornament, Raum und Fläche, Bild und Raum, Maler und Gemaltes.

Man blickt durch Glas ins Malatelier. Ein Kunstort mit Loftcharakter, kein Klinikort, keine Bastelstube. Das Avantgardistische, Urbane gehört zur Philosophie der Ermutigung und Erwürdigung, der Hochachtung vor der kreativen Psyche, die die Vordenker des Living-Museums im Kopf hatten. Kunst braucht grosse Räume, muss grosse Areale erobern, dann beginnt sie zu leben, befand Janos Marton. Auch hier in der Schweiz wird, wie es auf der Website heisst, «an einer Identitätsveränderung vom psychisch Kranken zum Künstler gearbeitet». Wie geht das vor sich, Frau Ehemann?

Jeder Mensch ein Künstler?

Ich sitze mit Rose Ehemann im Café, optisch ist die grosse Halle des Kunst- und Medienateliers mit im Spiel, und frage sie:

Wie geht das das vor sich mit der Identitätsveränderung vom psychisch Kranken zum Künstler, Frau Ehemann?

Für mich ist Freiheit der Ansatz. Nichts muss passieren, aber alles darf entstehen. Das sind optimale Bedingungen, um das reiche kreative Potenzial ans Licht zu bringen, das in Menschen mit Extremerfahrungen ohnehin schon angelegt ist, es herauszukitzeln, zu würdigen, auszustellen.

Und was ist die Aufgabe der Therapeuten dabei?

Noch einmal: Nichts muss passieren, alles darf entstehen. Die Atelierleiter sind Künstler oder Kunsttherapeuten. Aber sie versuchen nur zu

inspirieren. Wenn ich es darauf anlege, jemandem etwas beizubringen, kommt komplett was anderes dabei heraus. Es geht hier nicht um Mitleid, sondern um die Überzeugung, dass hier so viele Botschaften, so viel geballte Kreativität sich angstfrei ihren Weg bahnen und wir dazu da sind, das der Welt zu zeigen. Und von wegen Inklusion: Für uns heisst das, dass sich die aus der Normalwelt bei uns inkludieren müssen!

Und das hilft den Menschen hier?

Die Stigmatisierung psychisch Kranker in der Öffentlichkeit ist immer noch gross, und die Menschen, die als Externe zu uns kommen, leben oft noch sehr isoliert. Hier finden sie einen geschützten Ort mit familienähnlichen Strukturen unter Gleichbetroffenen, zugleich schaffen sie Einzigartiges. Je verrückter, desto besser für die Kunst. Das ist der Vorsprung, das ist das «Extremely blessed» mit kreativem Potenzial, von dem Janos Marton spricht: Unfassbar gesegnet. Dabei darf man nie vergessen, dass psychische Krankheit mit schmerzhaften Erfahrungen und fast immer mit sehr grossem Leiden verbunden ist.

Aber wird dieser begleitete Vorsprung auch als Therapie bezahlt?

In der Ausübung von Kunst sind so viele wertvolle therapeutische Effekte enthalten, die sogar evidenzbasiert nachgewiesen wurden, dass ich gut zu dem Begriff Kunsttherapie stehen kann, den die Krankenkassen anerkennen. Sorgen machen mir einzig die Menschen, bei denen erst im AHV-Alter eine psychische Erkrankung

diagnostiziert wird. Wenn sie im Anschluss an eine stationäre Behandlung dann in eine IV-finanzierte Tagesstätte gehen möchten, also nicht schon vorher dort angemeldet waren, wird das nicht unterstützt. Die haben nichts.

Sie sagten, dass Sie Ihre Aufgabe darin sehen, zu inspirieren. Aber es gibt doch Begabungsunterschiede!

Die Gründer in New York bezeichneten das Museum als ein «Conceptional Art Piece» und meinten damit, was ich mit Joseph Beuys unter «sozialer Plastik» verstehe: Das Ganze erst ist die Kunst. Das Living-Museum ist ein begebares Kunstwerk, das sich durch das, was in ihm entsteht, ständig verändert. Hier ist das Ganze ein Kunstwerk, als stets sich verändernde Performance.

Also keine Konkurrenz?

Aber ja! Konkurrenz spornt an, persönlicher Ehrgeiz wird gefördert: Auch das gehört zum Prozessualen des Kunstwerks Living-Museum! Wir haben mehrere Künstler, die höchst erfolgreich sind, Einzelausstellungen haben, ihren Weg machen unter den normalen Bedingungen des Kunstmarktes. Darauf sind wir stolz. Dennoch: Die Kunst soll in einem Maximum an Freiheit entstehen können, nicht unter Leistungsdruck, nicht aufgrund finanzieller Anreize oder der Erwartungen des Markts.

Dann sind Sie eine Insel der Seligen!

Aber nicht in dem Sinn, dass wir uns abschliessen, im Gegenteil. Im vergangenen Jahr haben wir ganz Wil mit Kunst unsicher gemacht, «Irritationen in der Altstadt» nannte sich die Aktion, die nicht nur öffentliche Plätze, sondern auch alle Schaufenster umfasste und aufgrund der Begeisterung, die sie auslöste, schon 2018 wiederholt wird. Unsere «Living Session Band» wird immer wieder von der Stadt und anderen Veranstaltern gebucht. Unsere Künstler verkaufen ihre Kunst, wir freuen uns über Besucher, und immer wieder kommen Künstler von außen, um in den Ateliers mitzuarbeiten.

Museum der hundert Stile

Gehen Sie zum Haus C 02, gehen Sie durch die Eingangstür unter dem Schriftzug «Das Leben ist schön» hindurch ins Café, fragen Sie, ob Sie mal schauen dürfen; ständig kommen Leute aus den Ateliers hinein, hocken ab, andere strömen zurück, ein osmotischer Raum. Bald trauen auch Sie sich weiter.

Beim Rundgang mit Rose Ehemann fiel mir unwillkürlich ein alter Buchtitel ein: «Das Schloss, darin sich Schicksale kreuzen». Die Menschen,

die hier arbeiten, trennt keine Handbreit von ihren Schicksalen. Was sie aufwühlt, schiesst umweglos in den schöpferischen Versuch. Das bleibt nicht ohne Folgen für die Atmosphäre. Es geht um alles. Zudem öffnen sich seelische Ventile. Jede Arbeit gibt einer Not Gestalt oder entwirft einen Gegenzauber. Vielleicht ist es so, dass Konzentration und Gelöstheit, miteinander gekreuzt, ein Drittes schaffen. Man könnte es Heiterkeit nennen, oder auch: Frieden. Als ich dieses geballte, schweigsame Arbeiten sah, dachte ich – ja, was dachte ich da? Ich dachte: schön!

Es ist etwas anderes, ob man durch ein nach Stilen und Vollendetheiten geordnetes Museum geht oder durch eine Werkstatt der hundert Stile zwischen Hyperrealismus, Abstraktion und Animation.

Die Wintersonne durchflutete die Räume, Menschen sahen auf und lächelten oder blickten blicklos, von ihrer Arbeit umstrickt. Eine Dreiercombo, die im Musikstudio probte, gab «Vibrations» ab ans Kunst- und Medienatelier. Eine kleine Frau, von Neugier getrieben, zog Kreise um uns, war schliesslich da, klagte darüber, dass sie nichts könne, wohl nicht mehr kommen werde. Immer wieder, sagte Rose Ehemann, kommt sie mit dem Nichtwiederkommen. In einem Freiraum, wo nichts passieren muss, muss etwas passieren. Wie nirgendwo sonst entsteht die Sehnsucht, Schlacke in Schönheit zu verwandeln, auch etwas zu können und eine Seite von sich zu zeigen, mit der niemand gerechnet hat.

In der nächsten Ausgabe:
*Bringt das Cochlea-Implantat
Hörgeschädigten die Welt zurück?*



*Rose Ehemann, Leiterin
der «Ateliers Living
Museum», beim Ge-
spräch in der Cafeteria.*